

Es ist inzwischen mehr Geld da als Zeit. »Mir wurden dann immer stundenweise so blöde Babysitter gekauft zur Belustigung. Das ging sogar so weit, dass dann, wenn wir in Urlaub flogen, ein, zwei Nannys mitkamen, nur um zu schauen, dass ich nicht im Pool ersaufe oder so. Das ist mir hart auf den Sack gegangen.« Leyla fängt an, sich Freunde zu »kaufen«. Sie spendiert Süßigkeiten, Kinobesuche, den Eintritt fürs Schwimmbad. »Die Leute sind mitgekommen, weil ich irgendwas ausgegeben habe.« Doch Leyla weiß innerlich: »Das sind nicht wirklich meine Freunde.«

Kommt sie nach einem dieser Ausflüge nach Hause zurück und ihre Mutter fragt: »Na, war's schön?«, antwortet sie: »Ja, hat voll Spaß gemacht, danke.« Wie es ihr wirklich geht, sagt sie nicht. Es ist ihr peinlich. Und so wird ihr Hund bald zu ihrem besten Freund, dem sie alles anvertraut. Wie unglücklich sie ist, weiß ihre Mutter nicht.

In ihrer Schulzeit wird sie das Ziel von Mobbing-Attacken. »Die Vorlage habe ich durchaus geliefert, die Angriffsfläche war da.«

In der Schule ist Drogenaufklärung schon früh Thema, doch auf Leyla haben die Texte und Dokumentationen über Sucht und ihre Folgen eine gegenteilige Wirkung. Sie ist fasziniert von den Geschichten über Drogenabhängige und sehnt sich nach ihrer ersten Drogenerfahrung. Als ein Mädchen eines Tages eine Zigarette zu einem Treffen mitbringt, ist die Gelegenheit da. Leyla zieht daran – und fühlt sich benommen. Danach pflückt sie Lavendel ab, der in der Nähe wächst, und kaut darauf herum, damit sie nicht nach Rauch riecht und ihre Mutter nichts davon bemerkt. Ihr Plan geht auf. Für sie steht fest: Sie will alles mal probieren. Ihr nächstes Ziel ist Marihuana, doch wie soll man sich das als Zehnjährige beschaffen? Bis Leyla an Cannabis kommt, werden noch drei Jahre vergehen.

In dem Internat, in dem Josh nun lebt, gab es ein Drogenproblem; das gibt auch der damalige Internatsleiter zu. Eine Schülerin fliegt ihm zufolge sogar beim Dealen auf – und vom Internat. Über Josh sagt er: »An große Schwierigkeiten hier anzukommen erinnere ich mich nicht. Er war recht beliebt. Und er war sympathisch, etwas träge, ab und zu sehr lustig und oft ruhig und verträumt.«

An einem seiner ersten Abende im Internat setzt ein Betreuer Josh zu ein paar älteren Jungs an den Tisch, darunter ist ein Junge namens Robin. Josh und Robin verstehen sich auf Anhieb; Robin schläft in dieser Nacht bei Josh im Zimmer.

»Er war ein bisschen so wie ich. Ein bisschen antisozial, ein bisschen in sich gekehrt«, sagt Robin. Mit Josh kann er sich stundenlang über Computer und PC-

Games unterhalten, die beiden verbindet die Faszination für Technik. Und bald die für Drogen.

Das Internat liegt abgelegen in einer kleinen Stadt in der Pfalz. »Da ist nichts, das ist ein Kurort, da sind alte Leute«, erinnert sich Robin, der zeitweise mit Josh ein Zimmer teilt. »Da kannst du nichts machen. Das Einzige, was das Internat mir gebracht hat, war: Ich weiß jetzt, wie man Joints raucht und Lines legt. Das ist wirklich das Einzige, was ich von dort mitgenommen hab.«

An einem Sommertag besorgt Robin für einen Zehner ein Gramm Gras. »Das war so ein fingernagelgroßes Knöllchen. Was du so kriegst, wenn du ein kleiner Scheißer bist und zum Ticker gehst.« Er will es mit einem Kumpel auf einem Bolzplatz hinter dem Internat rauchen. Auf dem Weg treffen die beiden Josh, der spontan beschließt mitzukommen. In der Dämmerung hocken sie sich auf den Bolzplatz. Robin weiß nicht, dass Josh noch nie gekifft hat. Aber er hat es ja auch noch nie getan. Der Kumpel weiß, wie man dreht, er rollt den Joint. Die drei reichen die Tüte im Kreis herum, Josh zieht daran. »Er war dann ein bisschen langsamer als sonst, hatte knallrote Augen«, sagt Robin. So gut, wie sie es sich einreden, ist das Zeug wahrscheinlich nicht. Lustig ist es trotzdem.

Seit diesem Tag hat Josh oft rote Augen – eigentlich immer, wenn er Robin über den Weg läuft.

Im Internat werden regelmäßig Urinkontrollen durchgeführt. Als der Drogentest bei Josh positiv ausfällt, werden seine Eltern informiert. »Jedes Kind wird irgendwann damit konfrontiert. Das kannst du nicht vermeiden«, meint Joshs Vater. »Außer du hältst es unter 'ner Glasglocke. Und dann liegt es an deinem Kind, ob es das mal probiert. Wahrscheinlich lässt sich das nicht vermeiden. Es muss ja noch nicht das Schlimmste bedeuten.«

Er und seine Frau haben selbst Cannabis ausprobiert, als sie jung waren, allerdings noch nicht mit dreizehn. »Ich habe ab und an mal gekifft«, sagt sein Vater, »aber als Eltern hatten wir nicht erwartet, dass man mit zwölf oder dreizehn schon sein Kind darauf impfen muss – aus heutiger Sicht mag das naiv gewesen sein.« Sie finden damals vor allem problematisch, dass sich Joshs Gehirn noch mitten in der Entwicklung befindet. »Zu einem späteren Zeitpunkt hätte ich ihm das nicht unbedingt übel genommen. Man hätte ihm bestimmt die Leviten gelesen, aber wenn man es selbst mal gemacht hat – in Maßen wäre es für mich nicht verwerflich gewesen. Aber nachdem es mit dreizehn im Internat passiert ist, da waren wir schon geschockt.«

Sie suchen das Gespräch mit ihrem Sohn, er gibt es offen zu – und kifft weiter.

»Da waren so viele, die regelmäßig positive Tests hatten. Im Endeffekt ist nicht wirklich oft was passiert«, erinnert sich ein Internatsfreund. Oder wie Robin es ausdrückt: »Eigentlich gab es keine richtigen Konsequenzen. Und es war nicht so, dass du dir dachtest: Dieses Mal habe ich Stress bekommen, beim nächsten Mal überlege ich mir das zweimal. Es war eher so egal.«

Auch Josh scheinen die Konsequenzen nicht zu interessieren. »Wenn man mit ihm über Regelverstöße oder Zielvereinbarungen redete, war er zugänglich und fing keine Debatten oder gar Streit an«, erzählt der Internatsleiter. »Dass seine Beteuerungen selten hielten, was er versprach, steht auf einem anderen Blatt.«

Gegenüber seinen Eltern spricht Josh über seinen Konsum. »War scheiße, ich hatte die ganze Woche Küchendienst«, sagt Josh einmal. »Warum?«, fragt sein Vater. »Ach, die haben uns wieder beim Kiffen erwischt.«

*»Internat ist gar nicht so schlimm«, schreibt Josh online. »Da chillste mit genauso dummen Leuten wie du und kiffst den ganzen Tag.«*

Josh probiert auch eine Ritalin-Pille eines Mitschülers, erinnert sich einer seiner Freunde. »Die Wirkung hat ihm gefallen.« Ansonsten bleibt er aber bei Gras, obwohl auch andere Drogen konsumiert werden, wie Robin erzählt. Koks, Pep, Teile, also Amphetamine und Ecstasy. »Sag, was du willst, du bekommst's.«

Josh setzt sich bekifft in den Unterricht, in der Schule wird er schlechter, er ist versetzungsgefährdet. Und noch in einer anderen Hinsicht spitzt sich die Lage zu: Josh ritzt sich, schneidet sich immer wieder seinen linken Unterarm auf. Die Wunden versteckt er unter langärmligen Shirts. Seine Mutter entdeckt sie eines Tages und ist alarmiert. Seine Eltern fragen, warum er das tut, warum er sich selbst verletzt, was denn nur los sei. Josh antwortet nicht darauf.

Sie gehen erneut mit ihm zu einem Psychologen, aber auch dem will Josh nicht sagen, was in ihm vorgeht. »Ihr glaubt doch nicht, dass ich so einem Dahergelaufenen was erzähle, was ich euch nicht sag«, erklärt Josh seinen Eltern. Und nach ein paar Terminen will er dort nicht mehr hin.

Nach zwei Jahren auf dem Internat, Josh ist jetzt fünfzehn, holen ihn seine Eltern wieder zu sich. Sie haben nicht das Gefühl, dass Josh auf dem Internat gut aufgehoben ist, wollen ihn mehr im Blick haben und hoffen, dass er sich zu Hause wieder fängt.

Doch Josh scheint nicht glücklich zu sein. In den ersten Wochen nach der Rückkehr zu seinen Eltern ritzt er sich erneut und schießt Fotos seines aufgeschnittenen Arms.

Leyla ist inzwischen dreizehn. Sie verliebt sich in ein Mädchen und dieses sich in sie. Die beiden kommen zusammen. Aber das Mädchen ist in einer Beziehung – mit einem Jungen. Irgendwann meint die Freundin zu Leyla: »Lass doch mal schauen, wie das mit den Jungs ist. Vielleicht gefällt es dir ja auch.«

»Ich fand es jetzt nicht so cool«, sagt Leyla. Nachdem sie jedoch nochmals darüber nachdenkt, ist sie offen für die Idee. Sie lernt einen Jungen kennen, Tarek. Er spricht sie an, fragt nach ihrer Nummer. Sie gibt sie ihm. »Ich wollte mal schauen, wie das so ist mit Jungs. Es war eine willkommene Abwechslung.«

Tarek lebt in einer Asylunterkunft. Sie verbringt viel Zeit mit ihm und den Leuten aus seinem Umfeld. Sie mag ihn.

»Ich war ja sowieso schon ein bisschen entfremdet. Und am Anfang war das für mich ein Stück Zuhause.« Mit ihm fängt sie eine Alibi-Beziehung an. »Also eine Beziehung, in der alle Beteiligten Bescheid wissen, dass sie nichts Ernstes ist.«

Leyla fühlt sich bei Tarek und seinen Freunden wohler als in der Schule. Doch die Jungs sind für Leyla nicht nur ein Stück Zuhause. Tarek kommt an Marihuana, wofür sie sich schon lange interessiert. »Zugang zu Drogen, das war schon was, was mir gefallen hat.«

Mit ihm kifft Leyla zum ersten Mal – im Winter vor seiner Asylunterkunft zusammen mit anderen Jugendlichen. Anders als bei der ersten Zigarette fühlt sie sich nicht benommen, ihr wird nur schlecht. Richtig schlecht. Sie muss kotzen.

Andere sagen ihr, die Wirkung stelle sich erst ein, wenn man ein paarmal gekiffht hat. Sie schwärmen davon. Also kifft sie wieder. Und kotzt wieder.

Eine Wirkung spürt sie aber nicht. Sie nimmt ein bisschen Gras mit nach Hause. Joints kann sie noch nicht drehen. Sie nimmt sich eine Zigarette aus einem Päckchen, das ihr ein Typ an ihrer Schule verkauft hat, und pfriemelt in ihrem Kinderzimmer oben den Tabak heraus. Dann nimmt sie Marihuana, quetscht es stattdessen hinein und zieht daran. »Eine krasse Wirkung habe ich nicht gespürt. Ich war ein bisschen angedichtet, ein bisschen fröhlich, ein bisschen happy. Irgendwann kam auch dieses Lachen.«

Als Leyla gerade an ihrem Zigaretten-Joint zieht, tritt ihre Mutter ins Zimmer. »Riecht komisch«, sagt sie. »Bringt das was?« Sie weiß, dass es Marihuana ist. Sie verbietet es Leyla nicht und geht locker damit um. »Ich sah nichts Gefährliches darin«, sagt sie. »Ein erzwungener Verzicht führt nur zu Trotzreaktion.«

Erst nach einigen Malen wirkt das Gras bei Leyla so, wie die anderen es beschrieben haben. Übergeben muss sie sich auch nicht mehr. Sie kifft jetzt

regelmäßig, lässt die Schule schleifen. Ihre Eltern versuchen das zu verhindern, wecken sie jeden Morgen, bringen sie zum Unterricht. So schafft sie die Versetzung.

Der Vater ist gegen das Kiffen. Manchmal schickt er die Clique seiner Tochter nach Hause, redet ihr ins Gewissen, sagt ihr: »Das ist kein Umgang für dich.« Das Kiffen bleibt trotzdem ein Teil von Leylas Alltag, genauso wie Tarek, der gerne richtig mit ihr zusammen sein will. Leyla hingegen möchte, dass alles so bleibt, wie es ist. Doch das Zuhause, das Leyla in ihm gesehen hat, fühlt sich für sie bald wie ein Gefängnis an.